

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Oldenburg**

**Mie, Hedwig**

**Wismar, 1907**

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7862**

Geschicht. IX

A

436



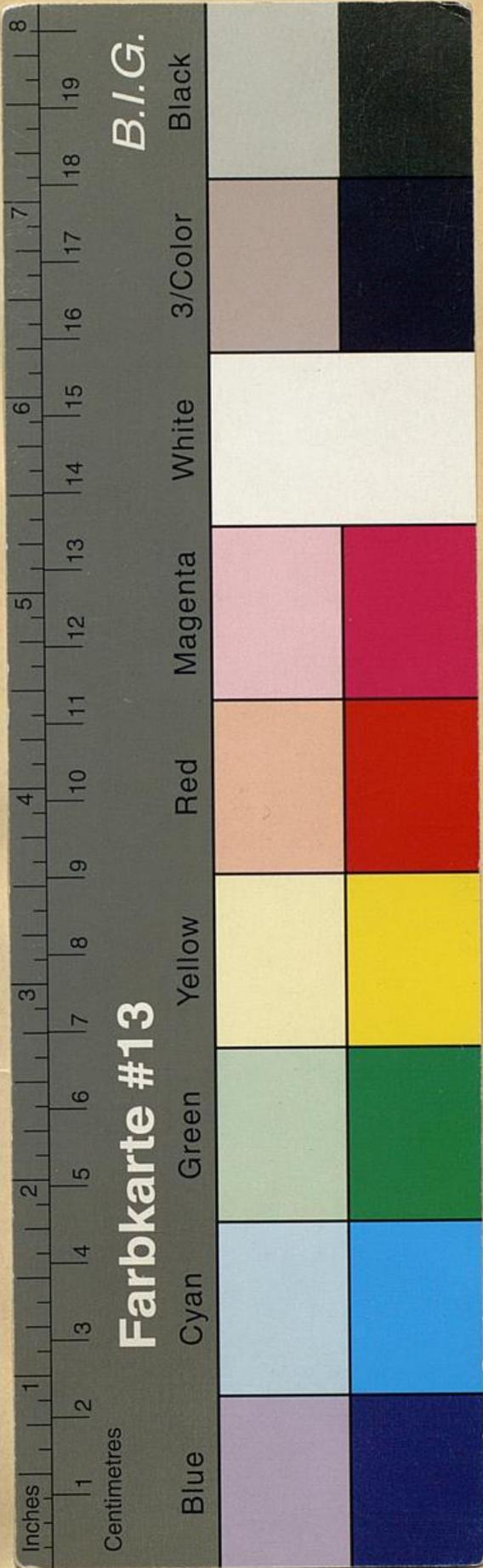
Mie Oldenburg

Geschicht. IX.

*A.*

436

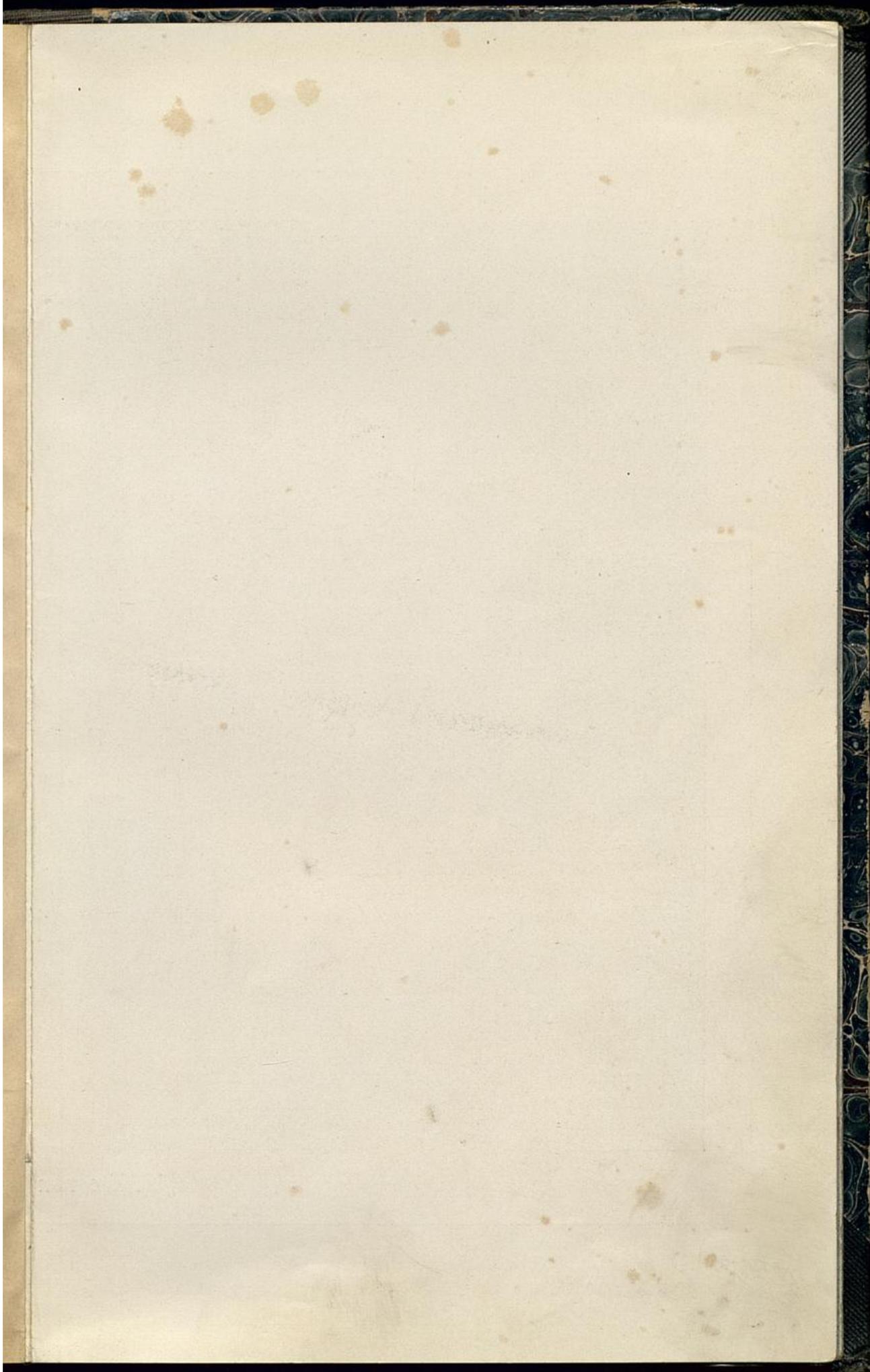




Geschicht. IX.

*A.*







„Büfche von Weferfede.“

(Nach einer Zeichnung von Professor Bernhard Winter.)

A.



# Oldenburg.

Klänge aus alter und neuer Zeit

von

Hedwig Mie.

Motto: Wer deinem Herde naht, fühlt augenblicklich,  
Daß er hier heimisch ist, er preiset sich so glücklich!  
Führt ihn sein Wanderstab auch alle Länder durch —  
Du bleibst sein liebstes Land, mein Oldenburg! —

(Aus der Oldenburger Nationalhymne.)

Mit einer Kunstbeilage: Vollbild nach einer Zeichnung  
von Professor Bernhard Winter.



Wismar.  
Verlag von Hans Bartholdi.  
1907.

Geschicht. IX.

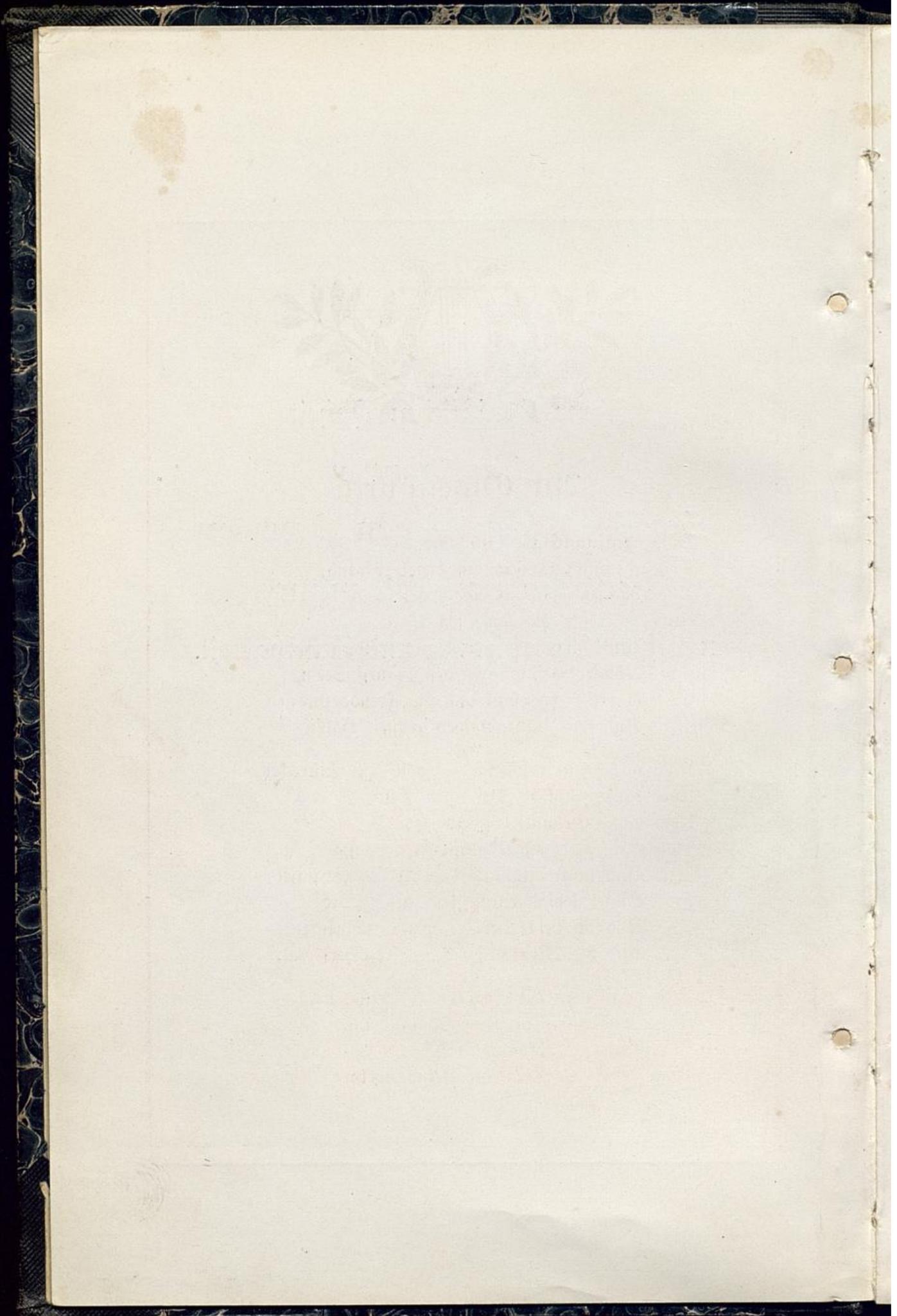
A.

3 A



Ihrer Königlichen Hoheit  
der Frau Prinzessin  
Sophie Charlotte von Preußen  
Herzogin von Oldenburg  
in tiefster Ehrerbietung und Dankbarkeit.







## An Oldenburg.

Volle, kräftig-frische Lebenswogen  
Trugen einstmals mich an diesen Strand,  
Über hangend bin ich eingezogen  
In dein Reich, du Nebel-Haideland.

Kam doch aus den lieblich heitern Zonen  
Meiner Heimat mit den blauen See'n,  
Wo der Frohsinn und die Freude thronen  
Auf der Buchenwälder grünen Höh'n.

Und du schienst mir, ach — voll öder Schrecken,  
Über fahle Flächen glitt mein Blick,  
Über dürre, braune Haidestrecken  
Flog mein Herz zur Heimat stets zurück.

Und mich ängstigte des Nebels Grausen,  
Düster leblos ruhte Flur und Wald,  
Und ich bebte bei der Stürme Brausen,  
Und die Menschen schienen leer und kalt. —

Doch dann kam der Frühling — leise, leise —  
Wie die Träume in der Nacht erstehn,  
Eine neue, nie gekannte Weise  
Tönte durch die Luft wie Windeswehn.

Und ich sah, wie sich die Fluren schmückten,  
Wie ergrüntem Wald und Feld und Strauch,  
Spürte in der Seele, der entzückten,  
Einen wunderfamen Lebenshauch.

Und durch alle Lande gingen Träume,  
Träumend auch erstand des Sommers Glüh'n',  
Und sie redeten, die alten Bäume,  
Und die Haide, sie begann zu blüh'n. — —  
War's ein Traum wohl, der auch mich umfangen  
Daß ich meint', es wäre nun und nie  
Noch mein Weg so durch die Welt gegangen,  
Eingehüllt in tiefste Poesie? — — —

Jahre kamen und die Jahre gingen,  
Und die Welle trug mich wieder fort,  
Neue Töne hörte ich erklingen  
In des Lebens Strom am andern Ort.  
Doch mein Herz, es mußte hier verbleiben,  
Kann nicht mehr verlassen diesen Strand,  
Immer aus dem bunten, lauten Treiben  
Sehnt sich's fort ins kleine Haideland.

Sehnt sich nach den düstern Nebelschatten,  
Nach den alten Eichen hoch und frei,  
Nach den dunklen Mooren, grünen Matten,  
Nach den stillen Menschen, tief und treu.  
Schöpft aus dir, weltfremdes Land im Norden,  
Stets auf's neu' sich frischen Lebenstrank. —  
Daß du solche Heimstatt mir geworden,  
Oldenburg, des habe ewig Dank! —





## Der Nebelfönig.

Ein Märchen vom Nordseestrand.

Zur Zeit, als noch der Asen mächtiges Geschlecht Himmel und Erde beherrschte, als der grimme Ur die weiten, tiefen Wälder unsicher machte und die Altäre in den lichten Götterhainen zur Höhe ragten — da war eitel Sonnenschein auf der Welt.

Baldur schwebte in strahlendem Frühlingsglanze über sie hin und Freia mit den goldenen Äpfeln verlieh ewige Jugend. Wotan aber, der Herr über alles, besuchte seine Menschenfinder, bald als gütiger Freund, bald als strafender Gott. Er gab ihnen Sieg in der Schlacht und führte sie nach heldenhaftem Tode in seine ragende Götterburg. Und seine Raben freisten über Meer und Land. —

Aber dann kam ein Tag, da stürzte Walhalls leuchtende Pracht in Trümmer zusammen; das Göttergeschlecht versank mit ihm in ewige Nacht und eine erste und letzte, heiße Träne Wotans fiel in das wild erbrausende Meer.

Darauf jedoch beruhigte sich allmählich der rasende Aufruhr in der Natur, das Rauschen und Stürmen in den

Lüften wurde leiser und leiser, bis es zuletzt völlig verstummte und Dämmerung breitete sich über die Erde. —

Zur Nachtzeit aber huschten auf einmal unzählige graue Gestalten mit geheimnisvollem Raunen und Flüstern in eifriger Geschäftigkeit durch die Luft. Und am nächsten Morgen des düstern, sonnenlosen Tages erhob sich nicht weit vom Nordseestrand eine gewaltige, graue Burg.

Der Nebelkönig, der bisher tief verborgen in Sümpfen und Mooren lebte, hatte sie sich erbauen lassen und zog mit seinem ganzen Troß hinein.

Und seine Untergebenen trieben von da ab zum Schrecken der Menschheit ihr tolles Wesen stärker als je zuvor, denn seit die Götter verschwunden waren, gab es Raum für alle Nebel- und Spuckgeister auf der Erde und in der Luft.

Alt, sehr alt war der Nebelkönig.

Ein langer, grauer Bart wallte ihm fast bis auf die Füße und graue Locken fielen auf seine Schultern. In seinem graubleichen Gesicht aber glühten ein Paar dunkle, in sich gefehrte, schwermütige Augen. Er lächelte niemals und saß meistens schweigend und grübelnd auf seinem Thron. Auf den untersten Stufen desselben kauerten, ebenso schweigsam und finster wie ihr Gebieter, zwei seiner grauen Diener, um die Befehle, die er ab und zu erteilte, entgegenzunehmen und sie weiterzugeben.

Nur zuweilen verklärte sich der düstre Blick des alten Königs.

Das war dann, wenn sein einziger, abgöttisch geliebter Sohn, der seine Botschaften durch das weite Reich trug, leichtfüßig in die Halle trat.

Wie die Nacht so schön war der Jüngling.

Auch seine Augen hatten einen tiefen melancholischen Blick, aber auf dem bleichen Antlitz lag trotzdem, gepaart mit Milde und Freundlichkeit, ein sonniger Zug. Das war ein Erbteil seiner Mutter, der blondgelockten Elfenkönigin.

Der Prinz war der Liebling aller. — Die Nebelgeister umschmeichelten ihn lieblosend, wo er sich zeigte, sie suchten ihm seine Wünsche aus den Augen abzulesen und überboten sich einander im Eifer, ihm dienstbar zu sein. Und wenn er nachts am Weiher mit seiner Mutter und ihren Elfen den Reigen tanzte, hüpfen die Irrlichter herbei und küßten seine Füße.

Am liebsten aber weilte er bei seinem Vater und erzählte ihm von seinen Fahrten und Taten.

Zuweilen erhob sich dann der Alte von seinem Thron und bestieg ein graufarbenes Roß, während der Prinz sich auf einen feurigen Rappen schwang, und dann ritten sie dahin über Moor und Busch und Haide und durch finstere Wälder in saufendem Galopp, gefolgt von dem Heere der gespenstischen Nebelgeister und fächernden Irrlichter.

Es war eine tolle, wilde Jagd.

Die Menschen, an denen sie vorüberkam, überlief ein Grauen und sie fürchteten sich. Auf ihre Brust aber legte es sich wie ein Alp und benahm ihnen den Atem. — —

Eines Tages, während gerade der Prinz bei seinem Vater war, kam leise einer der Nebelgeister in das Tor und trat vor den König.

— „Dieses Kleinod fand ich soeben am Meeresufer“ — sprach er und öffnete die Hand.

Da flammte ein lichter Glanz wie Regenbogenschein durch die Halle und gebannten Auges starrte der Nebelkönig auf eine Perle von wunderbarer, strahlender Schöne.

Der Prinz nahm dem Diener die Perle ab. Als sie jedoch seine Hand berührte, durchzuckte ihn ein brennendes Weh. Ein unaussprechliches Sehnen erstand in seiner Seele, Tränen füllten seine Augen und sein Herz schlug laut.

Der König aber erhob sich vor seinem Thron.

— „Gieb mir die Perle!“ — sagte er mit ungewohnter Hast. Dann brachte er sie selbst in seine Schatzkammer und verschloß sie in einem goldenen Schrein, dessen Schlüssel er nie von sich ließ. —

Abends pochte es plötzlich stark an das Burgtor, und als man öffnete, trat ein flinker, beschwingter Knabe eilig an den Thron. Er verneigte sich vor dem König und sprach:

— „Ich bin ein Sturmbote des Nordseekönigs. Er sendet mich zu dir, um die Perle zurückzufordern, die aus seiner Krone gefallen ist und von den Fluten des Meeres hier an das Ufer gespült wurde.“ —

Der Nebelkönig blickte finster und antwortete:

— „Die Perle ist jetzt mein, denn auf meinem Grund und Boden wurde sie durch meinen Diener gefunden. Sage deinem König, daß ich sie nicht zurückgebe!“ —

Darauf sprach der Knabe:

„Es ist gut! Doch hüte dich vor Seekönigs Zorn!“ —

Und er verneigte sich abermals und eilte schnell, wie er gekommen war, von dannen. —

Der Prinz aber ging in dieser Nacht nicht wie sonst auf den Tanzplatz am Weiher, sondern schlich sich leise an das Meer.

Dort, wo die Brandung an die Klippen schäumte, stieg er auf ein Riff und schaute in die wallende, brausende

flut hinein. Und aus dem Rauschen der Wogen tönte ihm eine wundersame Melodie lockend entgegen, die das gewaltige Sehnen in seiner Seele noch stärker machte.

Von dem Tage an wurde der Sohn des Nebelkönigs ein anderer. Sein Frohsinn war gewichen und mit Widerstreben fast trug er seine Botschaften durch das Reich. Er hatte auch keine Freude mehr an den tollen Nebelritten mit seinem Vater, und den Elfantanzplatz mied er völlig. Aber Nacht für Nacht saß er, tiefsinnig in die Fluten starrend, auf dem Riff am Meere und sein Herz tat ihm weh.

Sie wußten alle, wohin es ihn nächtlich zog, und alle trauerten um ihn.

Doch sein Vater trauerte am meisten.

Und eines Abends, nachdem der Prinz sich eben an den Meeresstrand begeben hatte, bestieg der Alte sein graues Roß und machte sich ganz allein auf den Weg zu einem fernen, finsternen Walde. Mitten darin wohnte eine uralte Hege, die schon zur Zeit der Götter dort gehaust hatte. Die war bekannt als Prophetin und heilte alle Krankheiten des Leibes und der Seele durch ihre Zaubertränke oder ihren weisen Rat.

An ihre Hütte pochte der Nebelkönig, nachdem er die Zügel seines schaumbedeckten Rosses um einen Baumstamm gewunden hatte.

Erst beim dritten Klopfen rief eine dumpfe, heisere Stimme von innen:

— „Tritt ein, Nebelkönig, ich kenne dein Begehrt!“ —  
Da öffnete er die Tür.

Auf einem Dreifuß, in rauhe Felle gehüllt, mit einem Antlitz, welches vom Alter so zusammengeschrumpft war, daß man fast nichts weiter darin sah, als die glühenden

Augen, saß die Here und zeichnete mit einem Stabe geheimnisvolle Runen in den Sandboden.

Eine Eule, die auf ihrer Schulter gesessen hatte, flog beim Öffnen der Tür freischend ins Freie.

— „Ich kenne dein Begehrt, ohne daß du es mir nennst“ — sagte die Alte, und ihre unheimlich funkelnden Augen richteten sich forschend auf den Nebelkönig, der gebeugt und traurig nahe der Tür stehen blieb.

— „Es giebt nur eine Hülfe für dich und deinen Sohn“ — fuhr sie fort. — „Nimm die Perle des Seekönigs und vernichte sie! Sie ist es, die das vergebliche Sehnen in der Seele entzündet, denn sie war einstmal eine Träne. Aber du mußt sie zu Staub zermalmen und diesen in alle Winde streuen, damit kein Körnchen davon dir verbleibt.“ —

Da dankte der Nebelkönig ihr, bestieg sein Roß und ritt eilends heim.

Dort aber nahm er die Perle und zermalmte sie mit einem Mahlstein. Und trotzdem ihm dabei ein scharfer Schmerz durch die Seele ging, ruhte er nicht eher, als bis sie nichts weiter mehr war als eine Staubmasse.

Diese mußten seine Diener nehmen und in alle vier Winde zerstreuen. —

Während der Zeit saß der Sohn des Nebelkönigs wie immer an der Meeresbrandung und lauschte auf die lockende Weise der rollenden Wogen.

Es war eine Vollmondsnacht, und in zauberischem Silberglanz lag die weite, bewegte Wasserfläche da.

Aber des Jünglings Herz war voll Tränen und Not — er wußte nicht warum — und schwermütig aufseufzend bedeckte er das schöne, bleiche Gesicht mit beiden Händen.

Da hörte er plötzlich durch das Rauschen und Brausen einen seltsamen Laut ertönen, und als er aufblickte, sah er an der vordersten Spitze des Riffes aus den Wassern die Gestalt eines Weibes auftauchen, das eine goldene Harfe in der Hand trug.

Rotgoldene Locken fielen auf die weißen Schultern hernieder und die mächtigen, tiefen Augen leuchteten wie Kristalle.

Und nun hob sich die Gestalt weit aus den Fluten, ihre Hand griff in die Saiten und mit den melodischen Akkorden derselben mischte sich der weiche, klagende Ton ihrer märchenhaften Stimme.

Einen Augenblick starrte der Prinz mit laut pochendem Herzen wie gebannt auf die wundersame Erscheinung. Dann aber erhob er sich schnell und sprang in kühnen Sätzen von Klippe zu Klippe, bis er ganz nahe bei ihr war. Er streckte ihr sehnsuchtsvoll die Arme entgegen und sprach:

— „Wer bist du, holdseliges Weib?“ —

Da ließ sie die Harfe sinken, sah ihn mit klaren Augen an und antwortete:

— „Seefönigs Tochter.“ —

— „Und warum singst du hier?“ —

— „Ich klage um die Perle aus meines Vaters Krone, die kostbarste, die er besaß. Sie ist einstmals vom Himmel gefallen, und sie kann den, der sie besitzt, allsehend und allwissend machen. Aber nun ist sie verloren und geraubt. — — Doch wer bist du — ?“ — —

— „Ich bin des Nebelfönigs Sohn.“ —

— „Du?“ — sagte sie und nochmals — „Du? — Und dein Vater hat jetzt die Perle. — — Weißt du das?“ — — Dabei kam sie ihm noch näher und

ihre wunderbaren Augen tauchten so tief in die  
feinen, als wollten sie bis auf den Grund seines Herzens  
dringen.

Aber der Prinz ergriff ihren weißen Arm und sprach:

— „Ich will dir die Perle wiederbringen — doch erst  
mußt du mich küssen!“ —

Ein Lächeln glitt über ihr Antlitz und sie sagte:

— „Hüte dich! — Wenn du mich küssest, bist du  
mein und nimmer laß ich dich.“ —

— „Sei es denn“ — antwortete er — „ich begehre  
nichts anderes.“

Da neigte sie sich zu ihm und er schlang die Arme  
um die weißen Schultern und küßte ihren roten Mund  
heiß und lange. Das Sehnen seines Herzens löste sich  
dabei in süßes Wonnegesühl. Und seine schwarzen Locken  
mischten sich mit ihren goldenen.

Doch als er dann in ihre meerestiefen Augen blickte,  
standen helle Tränen darin und sie sah ihn flehend an  
und sprach:

— „Ich liebe dich, Sohn des Nebelkönigs — aber  
bringe mir morgen die Perle!“ —

Er küßte sie abermals, doch sie entglitt seinen Armen,  
flüsterte noch einmal „morgen“ und versank mit ihrer  
Harfe in den Fluten.

Er aber schaute ihr nach mit lachenden, seligen  
Augen. — —

Dort unten am Meeresgrunde in seinem Perlmutter-  
schloß lag auf einem Ruhebett von Schilf finster und rache-  
brütend der mächtige Seefönig.

Doch als seine Tochter sich schmeichelnd zu ihm setzte  
und ihm erzählte, daß sie ihm morgen die Perle wieder-  
bringen würde, die des Nebelkönigs Sohn ihr versprochen

habe, richtete er sich empor und streichelte lieblosend ihre goldenen Locken.

Da faßte sie Mut, fiel ihm zu Füßen und sprach: — „Vater, ich liebe den Sohn des Nebelkönigs, denn er ist hold und schön wie die Sternennacht. Und ich werde ihn mitbringen in unser Wasserreich. Aber versprich mir, o Vater, daß du ihm die Gabe verleihen wirst, im Meere zu leben und zu atmen. Ich kann nicht ohne ihn leben! Versprich es mir Vater!“ —

Das Antlitz des Königs hatte sich bei ihren ersten Worten wieder verfinstert, doch als sie nun mit ihren schönen, tränenvollen Augen flehend zu ihm aufblickte, konnte er nicht länger widerstehen.

— „Ich verspreche es“ — sagte er gütig — „aber nur, wenn du mir die Perle bringst.“ —

Da sprang sie froh empor, ergriff ihre Harfe und sang ein Lied voll Kraft und Melodie, das sich durch die Meeresweiten fortpflanzte und dessen letztes Tönen die Wellen oben an das Ufer trugen. — —

Indessen saß der greise Nebelkönig, des Sohnes harrend, voll Bangen und Jagen auf seinem Thron. Unruhig blickte er auf das geschlossene Tor und ab und zu mußte einer der zu seinen Füßen sitzenden Diener es öffnen, um nach dem Erwarteten auszuspähen.

Endlich trat der Prinz ein und sein Anblick stimmte den Vater hoffnungsfreudig. Denn sein Liebling sah sonnig und froh aus wie vordem und schaute mit leuchtenden Blicken um sich. Leichten Schrittes eilte er auf den Thron zu, vor dem König aber kniete er nieder und flehte:

— „Die Perle, Vater! O gieb mir die Perle!“ —  
Der Alte beugte sich lieblosend zu ihm nieder und sprach:

— „Die Perle? — Ich habe sie nicht mehr! — Sie ist vernichtet zu Staub und in alle Winde zerstreut. Und nun wirst du Ruhe haben und wirst gesund werden, mein geliebter Sohn!“ —

Über das Antlitz des Prinzen ging bei diesen Worten ein tödlicher Schreck. Er verbarg es im Schoße seines Vaters und weinte bitterlich. Dann küßte er dessen Hände und stand auf.

— „Ja — ich werde gesund werden“ — sagte er leise, wandte sich ab und ging hinaus. — —

Und als die nächste Nacht kam, saß er wieder am Meeresriff, bis das Wasser rauschte und die Seejungfrau erschien.

Sie trug diesmal keine Harfe, sondern streckte ihm beide Hände entgegen:

— „Die Perle — gieb die Perle!“ — —

Da sah er sie tieftraurig an und sagte:

— „Ich kann mein Versprechen nicht halten, denn während ich gestern hier war, hat mein Vater die Perle vernichtet zu Staub. — — Und nun wirst du mich hassen müssen.“ — —

Sie war bleich geworden wie der Tod und griff mit der Hand zum Herzen.

Doch dann sprach sie mit einem schmerzlichen Blick:

— „Ich liebe dich dennoch, du Sohn des Nebelkönigs und ich kann dich nicht lassen! — — Komm' mit mir in mein Wasserreich! Dort unten ist es schön — — und ich liebe dich! — — Doch du wirst deinen Vater niemals wiedersehen.“ — —

Er aber antwortete:

— „Küsse mich, und ich folge dir und ginge es auch in den Tod! Denn nur bei dir allein ist meine Ruhe und Seligkeit!“ — —

Da neigte sie sich wie gestern zu ihm, schlang die weißen Arme fest um seinen Hals und während ihre Lippen sich auf die seinen pressten, sanken sie beide in das Meer hinab, tiefer, immer tiefer, bis an den Grund. —

Dort vor der hohen Pforte des Perlmutter Schlosses löste sie die Arme von seinem Nacken und ließ ihn sanft zu Boden gleiten, denn er war tot. — — Auf seinem schönen Antlitz aber lag ein glückseliges, sonniges Lächeln. — —

— „Wo ist die Perle?“ — herrschte der Seekönig seine Tochter an, als sie bleich und zagend vor ihn kam.

Zitternd berichtete sie ihm, was geschehen war.

Da geriet er in furchtbaren Zorn, sprang wütend von seinem Ruhebett auf und verfluchte den Nebelkönig und sein ganzes Haus.

Doch seine Tochter fiel ihm zu Füßen und flehte ihn unter heißen Tränen an, den Fluch zurückzunehmen und dem Geliebten, wie er ihr versprochen, das Leben wiederzugeben.

Finsteren Blickes sah er sie lange an und sagte dann mit schmerzentstellter Stimme:

— „Ich kann das nicht mehr, ob ich auch wollte, denn allein die Perle gab mir die Macht dazu.“ —

Da wandte sich die Jungfrau still ab, nahm den toten Königsohn in ihre Arme und trug ihn weit fort an einen lieblichen Platz, wo bunte Meerespflanzen und Schlinggewächse den Boden bedeckten.

Dort bettete sie ihn sanft auf dem grünen Meermoose und beugte sich herab, um noch einmal seinen Mund zu küssen.

Als aber ihre warmen Lippen sein kalten berührten, ging ein tödliches Weh durch ihr Herz. Mit einem tiefen Seufzer sank sie entseelt auf den Geliebten. Und ihre goldenen Locken mischten sich mit seinen schwarzen. —

Still, ganz still wurde dann alles rings umher — nur die Wasser rauschten eine leise Totenklage. — — —

Vorüberziehende Niren fanden sie so. —

Die weinten und jammerten laut.

Dann aber flochten sie eine Bahre aus Schilf, schmückten dieselbe mit den bunten Meerespflanzen und hoben die toten Königskinder hinauf. Das gab ein wunderschönes, liebliches Bild und trotz ihres Schmerzes mußten sich die Niren daran freuen, während sie die Bahre zum Permutterschloß trugen.

Als der Seekönig ihrer ansichtig wurde, sprang er von seinem Lager auf und stürzte mit einem furchtbaren, verzweifelten Schrei aus der Pforte. In wildem Schmerz riß er seine Krone vom Haupt, zerschmetterte sie an einem Felsen und zerraupte sein rotes Haar.

Dann aber ergrimmte er zu höchster Wut, rief seine Sturmwinde zusammen und erregte das Meer zu so heftigem Wogengebrause, daß es weit über seine Ufer trat und die ganze, graue Burg des Nebelkönigs in Trümmer riß und wegschwenkte.

Entsetzt floh derselbe mit seinen Dienern in wilder Jagd weit in das Land hinein.

Die Wellen aber brandeten und brausten immer rasender.

Sie zerstörten auch die Klippen, bei denen der Sohn des Nebelkönigs die schöne Seejungfrau getroffen hatte und wühlten und rissen die ganze Nacht mit unheimlichem Brüllen an dem Ufer.

Und als dann endlich nach langem Toben und Wüten die Fluten zurücktraten, zeigte die ganze Küste eine völlig veränderte Gestalt. Ein kahler, öder Strand erstreckte sich soweit der Blick reichte; vor demselben aber, durch die Sturmflut vom Lande losgetrennt, lag eine Reihe ebenso öder, kahler Inseln im Morgenrauen da.

Still und stiller wurde das Meer — in tiefem Todesschweigen erstarrte der letzte Windhauch und ein Schauer ging durch die kalte Dämmerung. — —

Plötzlich aber erschien mit flatternden Locken die graue, tiefgebeugte Gestalt des Nebelkönigs. Er eilte bis an den äußersten Rand des Ufers und schrie und flagte verzweifelt um seinen Sohn, daß es bis in die fernsten Tiefen des Meeres drang.

Da tauchte das schilfbekränzte Haupt des Seekönigs aus den Wassern auf und in finsternem Schmerz sprach er:

— „Dein Sohn ist tot — und meine Tochter ist tot — und die Perle, die ihnen beiden das Leben wiedergeben konnte, hast du vernichtet! — —

„Hebe dich hinweg, Unseliger!“ —

Und der greise Nebelkönig verhüllte sein Haupt und zog sich tief, tief in das Moor zurück.

Da weinte er Tag und Nacht und wurde noch düsterer und schweigsamer, als je zuvor. — —

Die Elfenkönigin aber und ihre Elfen trugen schwarze Schleier und ihr Tanzplatz am Weiher blieb lange Zeit leer und verödet. — —

\* \* \*

Wo einst die mächtige, graue Burg sich erhob, liegt jetzt eine aufblühende Stadt, in deren Hafen stolze Kriegsschiffe anfern.



Ein emsiges Leben und Treiben hat sich an der ganzen Nordseeküste entfaltet.

Auch die kahlen, sturm- und meerumbrausten Inseln sind von Menschen bewohnt und bilden in der schönen Jahreszeit das Ziel Tausender aus dem Binnenlande, die dort Erholung suchen.

Aber die Bewohner, sowohl der Inseln, als auch des Festlandes, sind anders, als die Menschen in andern Gegenden.

Sie reden nicht viel, sie singen nicht bei der Arbeit. Schwermütig, ernst und still leben sie ihr einförmiges Leben dahin und wenn sie lächeln, scheint ihr Lächeln trübe.

Tiefe Schwermut spricht auch aus der ganzen eintönigen, aber eigentümlich reizvollen Natur. Es ist, als scheine die Sonne nicht so hell, als sängen die Vögel nicht so laut und fröhlich, als blühe der Lenz nicht so heiter und lachend dort, wie an anderen Orten.

Und schwer und beklemmend erscheint dem Fremden oft auch die Luft, denn meistens liegt ein Nebelschleier über Haide, Moor und Marsch. —

Keiner denkt mehr an den Nebelkönig.

Und doch lebt der Alte und seine Nähe ist es, die wie ein schwerer Druck auf Land und Menschen ruht, ihnen selber unbewußt.

Tief versteckt in Moor und Sumpf hat er seinen Wohnsitz aufgeschlagen und zieht von da aus mit seinen Vasallen und Dienern wie einst zur wilden Jagd aus, düster und schweigsam, in bitterem Gram. —

Auch der Nordseekönig beherrscht noch immer in finsternem Grimm und mit starker Willkür sein gewaltiges Reich und ist der Schrecken der Schiffer.

In dem letzten hohen Gemach seines Perlmutter-  
schlosses ruhen in ewiger Jugendschöne die Leichen  
seiner Tochter und des schwarzlockigen Sohnes seines  
Feindes.

Dort weilt er oft lange Stunden und Tage und ver-  
gießt heiße Tränen.

Während der Zeit wird oben das Meer ganz glatt  
und ruhig und manche Leute auf der Erde glauben dann  
ein fernes Glockenläuten zu vernehmen.

Plötzlich aber naht der trauernde Nebelbeherrscher.  
In unheimlichem Schweigen zieht er lautlos seine dichten,  
grauen Schleier über die weite Wasserfläche und versucht,  
zu seinem toten Sohn in die Tiefe zu dringen.

Doch sobald der Seekönig ihn bemerkt, rafft er  
sich aus seinem Schmerz auf und ruft seine Sturmjünglinge  
herbei.

Dann geht ein Sausen und Brausen durch die  
Luft. Auf geflügelten Rossen jagen sie heran und  
treiben den unglückseligen Nebelkönig wieder in das Land  
zurück. —

Die Stäubchen der unheilvollen Perle aber, aus der  
Träne entstanden, die Wotans Auge entfloß, sind über die  
ganze Welt gepflogen.

Noch immer ziehen sie darin umher, von Nord nach  
Süd, von Ost nach West.

Und der Mensch, dem solch ein Stäubchen ins Auge  
dringt, sieht mehr als andere.

Er sieht die alte, versunkene Götterpracht, er sieht die  
Elfen im Mondschein um ihre Königin tanzen und wenn  
sein Auge auf das Meer hinausschaut, ersteht vor seinem  
Blick das Perlmutterschloß mit dem grimmigen Seekönig  
und dem holdseligen, toten Liebespaar.

Er sieht auch die Spukgeister und Gespenster durch die Dämmerung schweben, die zwischen Erde und Himmel ihr Wesen treiben — wenn aber der graue Nebel sich düster über Land und Meer breitet und in schweren Tropfen herniederfällt, so weiß er, daß es die Tränen des trauernden Nebelkönigs sind, der um seinen auf ewig verlorenen Sohn weint. — —





## Die Stedinger.

### I.

Am Weserdeich da braust und brüllt die Flut,  
Gleich einem wilden Stier, in toller Wut.

Und heulend treibt der Sturm von hinten nach,  
Zu zeigen ihr, was seine Kraft vermag.

Zwei schlanke Männer stehn dort, hoch und stark,  
Bläuäng'ge Friesen, fest bis in das Mark.

Doch bange Furcht aus ihren Blicken spricht,  
Daß bald vielleicht ein Riß den Deich durchbricht.

Und einer fragt des andern Meinung nach —  
Und keiner eine Antwort geben mag.

Ob wohl der alte Feind, der immer droht,  
Vor Abend noch sie bringt in Angst und Not? —

Da tritt zu ihnen noch ein dritter still  
Und spricht: „Laßt brechen, was da brechen will!

Des Wassers Grimm, des Papstes Bann und Fluch,  
Es war für unsre Schultern nicht genug —

Der Herold, der geritten ein vor Nacht,  
Entbietet uns — des Kaisers Aberacht!“ — —

Die Männer stehen stumm und werden bleich —  
Und brausend tobt und reißt die Flut am Deich. —

## II.

Nun steigen sie zur hohen Wurt hinan  
Stedings. Bewohner alle, Mann für Mann.

Beratung pflegen wollen sie im Thing  
Und stellen still sich auf in weitem Ring.

Und Boleke von Bardensleht tritt vor,  
Den zum Asega sich das Volk erfor.

Detmer tom Dyk, von Huntrup Chammo auch,  
Sie stehn zur Seite ihm nach altem Brauch.

Mit festem Willen und mit starker Hand  
Hat er schon oft ein Unheil abgewandt;

Und fest und hart ist jetszo sein Gesicht,  
Da er mit lauter Stimme also spricht:

„Zur Malstatt haben wir geladen heut'  
Euch, Brüder all, in grimmig böser Zeit.

Der bittere Ernst ist bei uns eingekehrt —  
Es gilt das Vaterland und Haus und Herd!

Weil Recht und Freiheit wir nicht gaben dran,  
Traf uns der Kirche stärkster Fluch und Bann.

Und weil wir uns derselben fest erwehrt,  
Ist nun die Reichsacht über uns erklärt!  
Verlassen stehn wir da von aller Welt,  
Uns lebt kein Freund, der treulich zu uns hält.  
Schon zieht ein großes Kreuzesheer zu Tal,  
Weit überlegen uns an Macht und Zahl.  
Vernichtung, völlige ist's, die uns droht,  
Doch bleibt die Wahl uns: Leben oder Tod!  
Denn — geben Recht wir und die Freiheit dran  
Und beugen uns — so fällt noch heut' der Bann!“ —  
Da ruft das Volk: „Wir halten unser Recht!  
Wir freien Friesen sind ein frei' Geschlecht!“ --  
Und „lieber tot als Sklav“ schallt's überall  
Im weiten Ring mit lautem Widerhall. —

### III.

Bei Altenesch da tobt die wilde Schlacht  
Vom Morgen an bis in die tiefe Nacht.  
Aufs Blachfeld scheint der fahle Mond herab,  
Beleuchtet geisterhaft ein Hünengrab.  
Bei Altenesch manch' Leben, jung und rot,  
Geht ein in seine letzte, harte Not.  
Wie Löwen kämpften freie Friesen dort,  
Wie Löwenbrüllen klingt ihr wildes Wort,

Das trotz'ge „lieber tot als Sklav“ hinaus  
In heißen Schlachtensturm und Todesgraus.

Doch als herüberzieht die Mitternacht,  
Da sinken sie der großen Übermacht.

Tot liegen längst die Heldenführer da,  
Es klingen Todesseufzer fern und nah.

Und als der Morgen dämmernd bricht herein,  
Aufs Blachfeld trifft der Sonne früher Schein —

Da ist der stolzen Stedinger Geschlecht  
Gefallen für die Freiheit und sein Recht. —



## Am Neuenburger Schloß.

Zu Neuenburg am Schlosse da weht der Wind so kalt,  
Da rauschen und schauern die Bäume im finstern, wilden Wald;  
Sie beugen sich und neigen sich rastlos hin und her,  
Und durch die Lüfte zieht es wie Seufzer tief und schwer.

Im Neuenburger Schlosse am Fenster steht ein Weib,  
Es bebt vor Herzeleide der schöne, schlanke Leib,  
Die blitzend schwarzen Augen schaun aus nach fernem Ort,  
Der rote Mund, er stammelt manch flehend-banges Wort:

„Ach Liebster, läßt auch heute du wieder mich allein?  
Wie lang schon auf der Warte steh' ich und harre dein!  
Ich hab' mein junges Leben so willig dir geweiht —  
Für dich bin ich begraben allhier in Einsamkeit.

Sonst wohl auf weißem Rosse sah ich dich nah'n mit Lust,  
Ich eilt' dir froh entgegen und sank an deine Brust!  
Es strahlt dein blaues Auge mich an voll Heiterkeit,  
Wir tauschten Lieb' um Liebe — und es war sel'ge Zeit! —

Mein Liebster, komm', ach komme! Kehr' endlich mir zurück!  
Nimm mir nicht meinen Glauben, den Glauben an das Glück!  
O komm' in meine Arme, mein Sehnen, meine Welt —  
Und fühle meine Liebe, mein Herr, mein Licht, mein Held!“ —

Zu Neuenburg am Schlosse, da weht der kalte Wind,  
Er rüttelt und schüttelt die Bäume und flüstert: „Armes Kind,  
Dein Held wird nimmer kommen, dein Liebestraum ist aus —  
Bald führt die Fürstentochter als Braut er in sein Haus!“ —

Am Neuenburger Schlosse die alten Bäume all,  
Sie rauschen und sie raunen mit dumpfem Widerhall:  
„Elisabeth von Ungnad, dein Stern erbleicht und flieht, —  
Verloren und verlassen — das ist das End' vom Lied.“ —





## Im Torfmoor.

Die Sonne lachte, wie sie immer lacht  
In diesen stillen, weltentrückten Zonen —  
Als läg ein Schleier über ihrer Pracht —  
Aufs weite Land, darin die Träume wohnen.

Und mitten in dem Torfmoor saß ich drin,  
Es wanderte in sinnend-frohem Schauen  
Ob all der Sommerlust mein Auge hin  
Und zu dem Himmel auf, dem klaren, blauen.

Rings blüht' und duftete das Haideland  
In tiefen, warmen Farben, leuchtend-reinen,  
Des braunen Torfes reiche Ernte stand  
In Haufen aufgeschichtet, groß und kleinen.

Und drüben saft'ger Wiesen frische Pracht,  
Drauf munt're Rinder, mut'ge Rosse grasen,  
Jüngst Moore noch — hat urbar sie gemacht  
Die fleiß'ge Menschenhand zu fetten Rasen.

Die rote Haide — sie erglühete mild  
In ihrem schlichten, anspruchslosen Kleide —  
Da sieh — es greift die Hand seltsam' Gebild'  
Im bräunlich-schwarzen Abstich mir zur Seite.

Was ist's? — Ein Stückchen Holz, gebogen, rund —  
Geschwärtzt vom Alter. Wohl an tausend Jahre  
Steckt's hier im Moor. Wer hat an meinem Fund  
Geschniht die Form, die fremde, wunderbare? —

Einst brauste hier die grimme Nordseeplut —  
Wo jetzt ich ruhe, brandeten die Wogen,  
Und kühne Schiffer sind mit tollem Mut  
Die schwanke, wilde Wasserbahn gezogen.

Hat hier ein Wikinger in heißer Schlacht  
Siegreich gekämpft mit Feinden auserlesen?  
Das Holz, das meine Hand zu Tag gebracht,  
Ist's eines Wellenrosses Bug gewesen? — —

Und gehn nun wieder tausend Jahre ein  
Und übers Weltall hin mit Lust und Schmerzen —  
Was ist geschehen dann? — Was wird hier sein? —  
So frag' ich sinnend wohl im tiefsten Herzen. —



## Sehnsucht.

Aus des Lebens wirrem Jagen  
Trägt mich Sehnsucht weit — so weit,  
Sehnsucht nach vergang'nen Tagen,  
Nach der alten, schönen Zeit.

Meinen Geist hat man gebunden —  
Von Pigmäen eine Welt  
Ach, so öde — alle Stunden  
Ihn in schweren Fesseln hält.

Zu dem nord'schen Volk, dem biedern,  
Möcht' ich wandern heut' aufs neu,  
Das wohl arm an Wort und Liedern,  
Aber reich an Kraft und Treu'!

Still und stolz seh' ich es gleichen  
Kernig — trotzig, fest und hehr,  
Seinen alten, starken Eichen,  
Seinem Nebel grau und schwer.

Sehnsucht schaut die offenen Pforten,  
Die der Epheu grün umrankt —  
Keiner, keiner ist, der dorten  
An Gedankensblässe frankt.

Könnst' ich — — könnte ich entfliehen  
Diesem lichten, heitern Strand,  
Um entgegen dir zu ziehen,  
Ernstes Oldenburger Land! —



## Am Friedhof zu Varel.

Und immer seh' ich's noch — das stille Grab,  
Dahinten Wald im ersten Frühlingschimmer,  
Das weite, flache Land rings auf und ab,  
Umwebt vom frühen Mittagssonnenflimmer.

So herbe flutete Cypressenduft,  
Der Lebensbaum warf strenge, kühle Schatten —  
Doch Lerchenjubil scholl in blauer Luft,  
Insekten tummelten sich auf den Matten.

Ein Friedhof, wie ich nirgend noch ihn fand. —  
Es war, als ob sich Tod und Leben einte —  
Als ob sich Lust mit Leide fest verband —  
Als ob ein lächelnd Antlitz Tränen weinte. —

Kommt' es der Geist des toten Dichters sein,  
Aus dessen Leier tönend sie geklungen  
Des Nordens Poesien, ernst und rein,  
Wie keiner sie so tief und klar gesungen?

War's Theodor Storms unsterblich, ewig' Ich,  
Das hier das Todeschweigen rings belebte —  
Und jener Seufzer, der mein Haupt umschlich —  
War es sein Hauch, der durch die Lüfte schwebte? —

Vielleicht. — Es rauschten leis die Lebensbäume,  
Es zog still durch die Luft ein weicher Ton —  
Im Grab zu Füßen mir die letzten Träume,  
Sie träumte dort des großen Dichters Sohn. — —





## Aus Sommertagen 1904.



### Gruß.

Mein Oldenburg, so hast du wieder mich empfangen,  
Wie dein ich denke, wenn ich fern von dir,  
Wenn oft nach dir ein sehndes Verlangen  
Im Strom der lauten Welt ersteht in mir.

Die Sonne sank. In feuerfarbnen Gluten  
Ein goldner Ball — so ließ sie sich herab,  
Küßt noch einmal der Weser klare Fluten  
Und legt sich stille in ein tiefes Grab.

Denn tausend Schleier hat heraufgezogen  
Der Nebelkönig. Soll's ein Gruß mir sein?  
Es kommen seine Geister rings geflogen  
Und hüllen lautlos Erd und Himmel ein.

Mein Nebel-Haideland, so laß dich grüßen!  
Dahinter ließ die bunte Welt ich weit  
Und schüttle ihren Staub von meinen Füßen  
Und will nun rasten eine Sommerzeit.

Und will gesund mich trinken an dem Brunnen  
Des Lebens, der entquillet deiner Flur —  
Will meine Seele füllen mit den Wonnen,  
Die du mir schenkst, o nordische Natur! —



## In der Marsch.

Rings flaches Land, es hebt kein Hügel sich,  
Kein Wald grüßt fern in schattenreichem Sinnen,  
Nur Marschen dehnen weit sich, Strich um Strich,  
Und hier und da ruht still ein Dorf darinnen.

Gemächlich grasen mit dem bunten Rind  
Die jungen Kasse dort auf grünen Flächen,  
Ein Kiebitzruf erschallt; der frische Wind  
Will leis mit Gras und Blumen sich besprechen.

Und leicht verschleiert durch der Wolken Schicht  
Senkt sich der Himmel tief zur Erde nieder —  
Die ferne, große Welt — ich seh' sie nicht —  
Ins liebe Tal des Friedens kehrt' ich wieder. —



## Hofüne.

Ein Ruheplatz am Tannenwaldesrand,  
Und vorne dehnt sich weites Haideland.

Die Sonne schaut, durch leichter Wolken Flor  
Gedämpft, mit bleichem Antlitz still hervor.

Insekten summen. Einer Lerche Schlag  
Besingt voll Jubel diesen Sommertag.

Ein leiser Windstoß durch die Wipfel fährt,  
Doch weiter wird ringsum kein Laut gehört.

Die Luft so still, es reget sich kein Hauch,  
Nur ferne eines Haidebrandes Rauch.

Ein Friede, voll von hehrer, reiner Gut,  
Tief auf der regungslosen Fläche ruht.

Der Haidepoesie uraltes Lied  
Wie Orgelton durchs weite Weltall zieht,  
Und laut im Herzen klinget wieder sie,  
Wie eine große, ew'ge Sinfonie.



## Der Urwald.

Der Mund verstummt. — In weihervollem Schweigen  
Tret' still ich ein, von Schauern kühl umweht —  
Mir ist, als müßte ich voll Ehrfurcht neigen  
Das Knie vor seiner hehren Majestät.

Welch seltsam Bild! Da ragen machtgewaltig  
Zur Höh' die Riesen all im Umkreis weit,  
Zerklüftet und verwittert, vielgestaltig,  
Die Zeugen einst'ger, längstvergangner Zeit.

Es schrieben viele, viele hundert Jahre  
Sich ein Gedenken in die Rinden ein,  
Die krausen Runen, tiefe, wunderbare,  
Sie grub die Zeit mit fester Hand hinein.

Und durch die Wipfel fühlt die Seele ziehen  
Mit stillem Gruß den Geist der Ewigkeit,  
Die Werte all des Lebens, sie entfliehen,  
Sacht wie ein Hauch erlischt die Macht der Zeit. —

Was seh' ich dort im wilden Busch sich regen? —  
Gestalten sind's, geheimnisvoll und wild,  
Sie raunen leis, und näher schon bewegen  
Sie sich zu mir, der Phantasie Gebild'.

Ist's der Urväter jagdbewehrter Troß,  
Auf dunklen Pfaden eilig vorwärts schreitend?  
Ist es das Waldweib, ernst und riesengroß,  
Auf ihrem Einhorn schnell vorübergleitend? — —

Wo bleibt die Welt — mit Leid und Lust, die Welt,  
Die jüngst mich fest und machtvoll hielt umschlungen?  
Ihr Bannkreis um mich plötzlich sinkt und fällt, —  
Vor dieser Sprache ist ihr Wort verflungen,

Und sie zerrinnt in weite ferne mir. —  
O, brauchte nimmer ich zurückzukehren  
Und dürft' im urwaldtiefen Schatten hier  
Mein Ohr dereinst die letzten Laute hören!

Vergeblich Wünschen! Lebwohl, o Wald,  
Du Wunderwald am frischen Nordmeersstrande!  
Fahrwohl! Es folgt mir deines Ernst's Gewalt  
Erhebend nach zum fernen, fremden Lande. — —





## Bilder aus Rastede.



### Raststätte.

Rastede, lieblichster Ruheort,  
Umwebt von sinnigen Sagen,  
Nach deinem Frieden hat fort und fort  
Viel Sehnen mein Herz getragen.

Nach deinem Grünen, nach deiner Luft,  
Deinem rauschenden Wipfelwogen,  
Nach deinem würzigen Waldesduft  
Hat's immer mich hingezogen.

Nun bin ich da, und du hüllst mich ein  
Wie einst in Blüten und Rauschen —  
Vergessen hab' ich des Lebens Pein  
Und leg' mich ins Gras, zu lauschen

Auf deine Sprache, so ernst und klar,  
Auf dein heimliches Wehen und Klingen —  
Willst du wie einstmals in manchem Jahr  
Die Seele gesund mir singen? —



## Alte Klänge.

Grüßest mich wieder, Kirchlein, du kleines,  
Grüßest mich, Turm, den der Epheu umschlingt;  
Höre dich wieder, Glöcklein, du reines,  
Wenn weit dein Rufen die Wälder durchdringt.

Stille und friedlich Kreuze dort ragen,  
Duftend die breite Linde erblüht,  
Oben die Drossel — von alten Tagen  
Singt sie mir immer das alt-liebe Lied.

Und ich betrete des Kirchleins Schwelle —  
Wie so bekannt mich hier alles umfängt —  
Wie sich tief zwingend an jeglicher Stelle  
Liebe Erinn'ung zum Herzen mir drängt!

Steige hinauf dann das Treppchen, das enge,  
Das zu der Orgelmpore mich führt —  
Ach — wie der Nachhall vergangener Klänge  
Plötzlich allmächtig das Ohr mir berührt! — —

Auf der Orgelbank saß ich und Töne  
Lockt aus den Tasten hervor meine Hand —  
Neben mir sie, die Hohe, die Schöne —  
Licht wie die Sterne zu schauen — stand.

Mit den Klängen, den ernstern, vollen,  
Mischte sich warm ihr holder Gesang,  
Und Harmonien rauschten und schwellen  
Weich und tönend die Kirche entlang. — —

Seid längst vergangen, fröhliche Stunden —  
Liegt nun dahinten weit, ach, so weit — —  
ferne hält mich das Leben gebunden,  
Und nur im Traum noch ersteht jene Zeit;

Und nur zuweilen komm' ich gegangen,  
Suche die Stätten so traulich und licht;  
Eausche den Worten mit heißem Verlangen,  
Welche Vergangenheit laut zu mir spricht. —



## Morgen im Park.

Es hat mit tausend Stimmen  
Der Morgen mich geweckt,  
Es ruft der Wald, es lockt der See,  
Den noch der Nebel deckt.

Ich wandre frohen Mutes  
Hinauf zum Buchenhain —  
Da grünen und rauschen die Bäume  
Im klaren Frühlichtschein.

Aus Busch und Zweigen schallet  
Der Vöglein voller Chor,  
Es klingen und dringen die Lieder  
Zum Himmel hell empor.

Im Kreise schwingen braune  
Waldfliegen ihren Tanz,  
Und Frau Sonne flicht sich heimlich  
Einen goldnen Strahlenfranz.

Da kommt auf edlem Rosse  
Wohl auch mein Fürst vorbei —  
Es grüßt sein leuchtendes Auge  
Den Morgen frisch und frei.  
    Und Bäum' und Sträucher neigen  
    Sich freudig nah und fern  
    Und flüstern von Rastedts Treue  
    Und Liebe ihrem Herrn. —

Ich aber schreite weiter  
Durch sonn'ge Morgenluft  
Und trink' mit dürstender Seele  
Den würzigen Waldesduft.  
    Und schau voll Lust die Lerche,  
    Die jauchzend auf sich schwingt  
    Mit ihren fröhlichen Liedern —  
    Und mein Herz — das klingt und singt.



## Am Ellern.

Schon lange ist verflungen  
Der Abendglocke Ton,  
Die Stimmen rings im Walde  
Verhallten alle schon.  
    Der Sonne letztes Grüßen  
    Noch aus den Wassern glüht,  
    Auf denen ruhig gleitend  
    Ein Schwan vorüberzieht.

Kein Hauch geht durch die Lüfte,  
Nur Nebelkönig schwebt —  
In lautlos düsterm Schweigen  
Er seine Schleier webt.

Und weicher, süßer Friede  
Und stille, tiefe Ruh —  
Sie kommen leis und decken  
Den letzten Seufzer zu. —



## Im Wildpark.

Da leuchtet durch der Eichenstämme Dunkel  
Die weite Wiese her in hellem Schein,  
Zu süßer Ruhe lädt sie labend ein  
Und schimmert wie ein See im Sonnenfunkel.

Die Mücken schweben emsig auf und nieder,  
Holzhäher schreit, Waldtaubenruf erschallt,  
Ein leichter Windstoß säuselt durch den Wald —  
Und still und ruhig wird dann alles wieder.

Ein Rudel Hirsche äst am Wiesenrand,  
Emporgeschreckt durch leiseste Bewegung,  
Doch weit umher ist alles ohne Regung —  
Nur Abendfriede geht durchs stille Land.

Ich leg' mich in das frische, duft'ge Grün —  
Und blicke auf zu schönen, hohen Bäumen,  
Durch meine Seele flutet altes Träumen,  
Und über mir die leichten Wölkchen ziehn. --

Was schaut, ihr Bäume, mich so fragend an,  
Und lasset grüßend eure Wipfel winken?  
Seht ihr im Auge mir die Träne blinken,  
Die plötzlich heiß vom Herzen stieg hinan?

Kennt ihr die Träume, die ich träumte hier  
Einstmals in langentschwundenen, schönen Tagen,  
Als ihr vernahmt mein Freuen und mein Klagen  
Und so wie heute rauschet über mir?

Mein Herz — wohl ward es still seit jener Zeit,  
Und still ist mancher Wunsch in mir geworden —  
Doch einer noch: zurück, zurück zum Norden —  
Der schweiget nimmer. Und der bringt mir Leid. — —

Die Sonne flieht. — Die Wölkchen leis verwehn,  
Und durch die Wipfel fährt des Nachtwinds Rauschen —  
Ein Weilchen noch — ein kleines, möcht' ich lauschen —  
Und stille will ich dann nach Hause gehn. — —



## Schloßgarten-Idyll.

Es schwebt die schimmernde Mittagsfee  
Sacht durch die kühlenden Schatten,  
Es flimmert und leuchtet der Ellernsee,  
Süß duften die grünenden Matten.

Die Eichen flüstern mit leisem Schall  
Von alten, seltsamlichen Mären,  
Es drängen sich um sie die Büsche all,  
Vergangene Kunde zu hören.

Am Schloß dahinten blühen Blumen viel,  
Eine hohe Frau wandelt vorüber,  
Es scherzen drei Kinder in frohem Spiel —  
Und mein Herz, das schick' ich hinüber.  
Waldfliegen summen, es fällt ein Blatt,  
Ringsum ein glühendes Prangen —  
Du liebe, sonnige Ruhestatt,  
Wie hältst du so fest mich umfangen! — — —



## Abschied.

Und wieder seh' ich in der Weser fluten,  
Doch nicht mehr schimmern mir die Sonnengluten;  
Der Himmel grau — wie letzter Abschied schwer —  
Wann ich wohl wiederkehr' ? —

Schon liegt der Großstadt Hauch auf meinem Herzen,  
Die ich vergaß, die Welt voll Lust und Schmerzen,  
Sie tritt in ihre Rechte kraftvoll ein —  
O, muß das sein? —

Es muß wohl sein, drum will den Friedenstagen  
Ich Lebewohl mit fester Stimme sagen,  
Hinein ins Leben schaun mit frischem Mut —  
So ist es gut.

Doch ach — nicht in dem lauten Weltgebrause —  
Im Haideland des Nordens ist zu Hause  
Mein Herz. — Drum zittert es nun auch so weh —  
Mein Oldenburg — ade. — —





## Eine Phantasie im Schloßgarten zu Rastede.

Sindendüfte ziehen durch die weiche Luft, getragen vom milden Süd.

Aber Schwüle lagert auf den breiten Wegen und die Sonnenstrahlen glitzern heiß auf der klaren Fläche des Ellern und glühen in der Kugel der Kirchturmspitze.

Braune Waldfliegen summen im Chor und vereinen ihren Bass mit dem zarten Diskant der Mücken.

Grillen zirpen hier und da im hohen Grase — — Stille sonst — tiefe Stille über dem weißen, freundlichen Schloß, von dem die blaurote Flagge winkt.

In bunten, satten Farben leuchten die Rhododendrongebüsche und der Blumenflor auf dem grünen Rasen vor der Terrasse grüßt das Auge mit der üppigen Pracht der Tropen.

Unter den weiten Grasflächen, überschattet von uralten Bäumen, schlafen die Mönche — — du erstorbener, und nun nach hunderten von Jahren neu ergrünender Stamm, den eine wilde Rose umschlingt — du hast sie noch gekannt, die alten, gelehrten Mönche des Klosters zu Rastede. — —

Leise, leise rauscht es in den Wipfeln der ersten Eichen — die Mittagsfee schwebt vorüber und streift mit einem Hauch die Stirn des einsamen Wanderers, der langsam durch die Gitterpforte eingetreten ist.

Auf der Ruhebank läßt er sich nieder, seine Augen schweifen über die seltsame Pracht rings umher und sein Herz trinkt den tiefen Frieden der geliebten Stätte.

Da überkommt ihn ein Träumen, ein Flimmern tritt vor sein Gesicht — Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen in eins und an der Stelle des hellen Schlosses liegt plötzlich ein Kloster vor ihm mit weiten Gängen und Hallen und düstern, vergitterten Fenstern.

Versunken das lichte Bild — verschwunden der Blumenflor — Grabstätten, tieferste, umgeben ihn — darüber rauschen die Eichen, alte und junge.

Ruhn in Frieden alle Seelen — alle — doch — was regt sich dort? — —

Aus dem Wandelgang des Klosters tritt ein junger Mönch, eine schlanke, kräftige Erscheinung. Unter der dunklen Kapuze schaut ein bleiches Gesicht hervor, aus dem ein Paar stahlgraue, fluge Augen leuchten. Doch jetzt irren sie verstört und scheu in die Weite. — —

Was sucht er bei den Toten? —

Sucht er Ruhe?

Denn unruhvoll ist sein Gang, unruhig seine Geberde.

Und nun wirft er sich ungestüm nieder an einem Hügel, der noch frisch ist. Seine Hände bohren sich in den weichen Rasen und der Mund stammelt in tiefster Pein:

„Hilf mir, hilf mir, Bruder Sebaldus!“

Doch still bleibt es — still und stumm, nur der Wind rauscht leise in den Kronen der Eichen.

Da springt der bleiche Mönch empor und stürzt mehr, als er geht, hinauf zur Höhe des Buchenwaldes und weiter, immer weiter bis an die große Heerstraße.

Er sieht nicht die Kinder, die ihm am Wege entgegen-springen, um seine Hand zu küssen — die Kinder, die er liebt; er bemerkt nicht die Grüße der Erwachsenen, die ihm verwundert nachblicken.

Vorwärts, immer vorwärts strebt sein Schritt, als wollte er einem Schrecklichen entfliehen, das ihm auf den Fersen sitzt. Weiter, weiter eilt er die breite Heerstraße entlang bis zu dem Punkt, wo ein schmaler Weg sich von ihr abzweigt.

Eine Linde steht dort — — und nun stockt sein Fuß. Atemlos und erschöpft lehnt er sich an den Stamm des alten Baumes und starrt in die Ferne. — —

Ja — hier war's — an dieser Stelle — noch heute steht es greifbar deutlich vor ihm, was vor einem Jahre geschehen ist.

Wie heute stand er am Baum und schaute träumend über die weite Haide.

Die Blüten der Linde dufteten süß und stark, die Bienen summten in den Zweigen, die ein leiser West schaukelte. Und sein Herz war froh und hatte seine Freude an dem Blühen des frühen Sommers.

Da sprengte plötzlich aus dem schmalen Wege ein Trupp Reiter hervor und an ihrer Spitze ritt ein Weib auf weißem Zelter — ein junges, holdes Weib von wunderbarer Schönheit.

Als er, erschreckt über die Unterbrechung der Stille, unwillkürlich hinter dem Baum hervortrat, scheute vor seiner flatternden Kutte das Roß und hob sich mit gewaltigem Satz in die Höhe.

Die Reiterin wankte im Sattel und verlor das Gleichgewicht — doch da war schon der junge Mönch herzugespungen und fing die Gleitende in seinen starken Armen auf. Einen Augenblick ruhte die weiche Gestalt an seiner Brust, streifte eine blühende Wange die seine — — und ein Schauer durchbebt seine Glieder in Weh und Wonne.

Doch dann war ein schwarzbärtiger Ritter aus dem Sattel gesprungen und hatte die Fürsorge für die Gestürzte übernommen.

Sie erholte sich schnell von dem Schrecken, ehe jedoch ihr Begleiter sie wieder auf das inzwischen durch einen Knappen beruhigte Pferd hob, reichte sie dem Mönch die Hand und ihre klangvolle Stimme sprach:

„Ich danke euch, frommer Bruder!“

Dabei tauchten ihre blauen Augen tief in die seinen und ein Lächeln voll Freundlichkeit und Güte glitt um den roten Mund.

Der Ritter aber erkundigte sich nach dem nächsten Wege ins Marschland und der Reitertrupp setzte sich wieder in Bewegung.

Die Blicke des Mönches folgten ihm — und da — an der Biegung der Straße wandte sich das schöne Weib und winkte, immer noch lächelnd, dem Einsamen einen Abschiedsgruß zu. Gleich darauf war alles seinen Augen entschwunden — Stille — tiefe Stille herrschte wieder. Nur die Linden dufteten süßer als zuvor. — —

Ungestüm pochte sein Herz, als er träumend heimkehrte ins Kloster, wo das Vesperglöcklein läutete. Und nimmer vergessen konnte er jene Stunde.

Wo er ging und stand, trat ihm das Bild des berückenden Weibes entgegen — dahin sein Friede, seine Ruhe; verloren seine Sicherheit.

Nur einem konnte er sein Leid klagen und beichten, dem alten Bruder Sebaldus, der ihn erzogen hatte, als er, ein kleiner Knabe noch, ins Kloster gekommen war.

„Faste, bete, faste dich“ — sagte der alte Mönch, der am Ende seiner Tage stand.

Und der Junge lag stundenlang auf den Knien, verschmähte Speise und Trank und peitschte seinen Rücken wund.

Doch vergebens alles — alles.

Wenn er nachts auf seinem harten Lager nach Schlaf rang, erschien ihm die blonde Frau, er fühlte den warmen Körper in seinen Armen und ihre weiche Wange an der seinen.

Und die Klostermauern wurden ihm zu eng. Warum mußte er drinnen bleiben? Warum konnte er nicht auch auf stolzem Roß fortziehen in die schöne, lachende, blühende Welt da draußen? Warum — warum? — — —

Der Mönch stöhnt laut auf und seine Arme umklammern verzweifelt den Stamm der Linde. —

Das Leben ist über ihm und es ist stärker als er. —

Plötzlich berührt eine Hand seine Schulter, und als er sich erschreckt umwendet, steht der Abt vor ihm, der ihm heimlich gefolgt ist.

„Komm', mein Sohn“, sagt er milde — „komm zurück — ich habe mit dir zu reden.“ —

Und der Mönch geht mit ihm in die stille Zelle. —

Dort hat der alte Abt sanfte, gute Worte zu seinem Liebling gesprochen und hat ihm erzählt von der Welt und ihrer Lust, von ihrem Schmerz und ihrem Frieden — und hat ihm geholfen, ihm, dem Jungen, Ruhe finden. — —

Die Zeit aber ist weitergegangen und hat ihre Schleier gezogen über Sehnen und Leid. —

Und wieder duften die Lindenblüten.

In einer Zelle des alten Klosters sitzt emsig arbeitend ein Mönch — ein Jüngling noch. Die stahlscharfen, grauen Augen richten sich auf das Pergament, das er mit Schriftzeichen bedeckt hat. Aber jetzt führt er nicht den Stift sondern den Pinsel.

Adam und Eva im Paradiese unter dem Apfelbaum erstehen unter seiner Hand.

Doch — was ist das? — Warum starrt er plötzlich in Angst und Schrecken auf das Gebilde — — was sieht ihm da entgegen? — —

Sein eigen Antlitz ist es und das eines schönen, blondgelockten Weibes. — —

„Apage, satanas“ schreit er auf und springt in die Höhe und kann doch sein Auge nicht abwenden. —

Und der Lindenduft dringt durch das geöffnete Fenster und trägt seine Seele zurück zu vergangenen Tagen — —

Leise öffnet sich die Tür — auf der Schwelle steht der alte Abt und tritt ein.

Er schaut das Werk des Jungen — er blickt tief in sein Herz und sagt ihm doch:

„Schaffe weiter — denn du bist ein Künstler!“ — —

Da greift der Mönch wieder zu Stift und Pinsel und arbeitet weiter.

Er versinkt im Schaffen und unter seinen Händen entsteht Blatt auf Blatt und Bild um Bild in tiefen, leuchtenden Farben.

Und dabei kämpft er ihn weiter, seinen stillen Lebenskampf. — —

So vergeht die Zeit. —

Jahr um Jahr duften die Linden; Duft und Erinnerung ziehen ins Fenster und klopfen an das Herz des

einsamen Mannes — und die Frauengestalten alle, mit denen er sein Werk schmückt, sie tragen die Züge eines blonden Weibes aus fernen Jugendtagen.

Und sein Haar erbleicht.

Tot ist schon lange der alte, treue Freund und Berater — ein anderer Abt an seiner Stelle, und mehr und mehr sinken dahin von denen, die einst mit ihm jung waren und schlafen den tiefen, langen Schlaf. — —

Dann ist auch ein Tag erschienen, da hat der stille Mönch den allerletzten Federstrich getan, aber als er nach Pinsel und Farben greift, um auch da das Letzte zu vollenden, ist es ihm plötzlich dunkel vor den Augen geworden.

Müde hat er sein Haupt an die Wand gelehnt.

Doch dann sind die Brüder alle gekommen, der junge Abt voran.

Im Triumph sind sie nach der Bibliothek gezogen und zwei von ihnen haben mit starken Arm den müden Greis geleitet, daß er schauen konnte, wie sein Werk der reichhaltigen Sammlung eingereicht wurde — das Werk, das ihnen Ruhm bringen wird bis in fernste Zeiten — die Lebensarbeit des Bruders Hinrich Gloyesten — eine erste und einzige, rein niederdeutsche Handschrift des Sachsenspiegels. —

Da haben die stahlgrauen Augen des alten Mannes noch einmal hell geleuchtet wie zur Zeit seiner besten Jugendkraft und ist ihm gewesen, als sei nun der schönste Augenblick seines Lebens da.

Aber auf einmal hat er einen tiefen Seufzer getan und ist schwer zurückgesunken in die Arme der ihn stützenden Brüder.

Die haben ihn sanft zu Boden gleiten lassen — — und er ist nimmer wieder aufgestanden. —

Zur Lindenblütenzeit gruben sie ein neues Grab im  
Klostergarten und senkten den hinein, der das Leben über-  
wunden hatte.

Über seinem Hügel rauschten die Eichen und sangen  
die Vögel und der West trug Blütenduft herzu. — — —

Da — — ein heller Ruf unterbricht die Stille — —  
von den Augen des träumenden Wanderers sinkt ein Schleier,  
und mit einem Schlage verschwunden ist das alte Bild aus  
ferner Zeit.

Befreit atmet er auf.

Da schimmert drüben das liebe, helle Schloß, da  
leuchten die bunten Blumen — da glänzt der Ellern — —  
und an der Pforte steht ein Knabe und schaut mit großen  
Augen fragend auf den Träumer.

Augen sind es, die sehen können, was um sie her ist  
und wird.

Das Haupt des schlanken Knaben soll einst eine Krone  
tragen — — —

Heil dir, o Oldenburg! — —

Und die Linden duften stark und süß in der Mittags-  
schwüle. —





## Blau und rot.

Wie Rosen und Vergißnichtmein  
Blühen, Oldenburg, die Farben dein,  
Deine Farben blühen blau und rot —  
Rot die Liebe, blau die Treu' —  
Treue bis an den Tod.

Wann immer ich aus fernem Land  
Den Weg zu deinen Toren fand —  
Deine Farben blühten blau und rot —  
Rot die Liebe, blau die Treu' —  
Treue bis an den Tod.

Und soll's einmal am Letzten sein —  
Mein Herz, es hält die Farben dein,  
Deine Farben blühen blau und rot —  
Rot die Liebe, blau die Treu' —  
Treue bis in den Tod.



## O: ewich: Is so lanck

(Inschrift an der Pforte des Gertruden-Kirchhofs zu Oldenburg.)

Die alte Sagen-Linde,  
Sie rauschte leis im Winde,  
Als ich zuerst die Worte  
Las an des Friedhofs Pforte:  
„O: ewich: Is so lanck.“

Zu deuten wußt' ich nimmer  
Den tiefen Sinn, doch immer  
Auf lauten, fremden Straßen  
Wollt' mich der Klang nicht lassen:  
„O: ewich: Is so lanck.“

Und als ich dann nach Jahren  
Des Weges kam gefahren,  
Da mußst' ich wieder stehen  
Und auf die Inschrift sehen:  
„O: ewich: Is so lanck.“

Wenn ich dem warmen Leben  
Einst letzten Gruß gegeben,  
Dem Erdenraum entschwinde —  
Ob ich es dann ergründe?  
„O: ewich: Is so lanck!“



## Ein Spaziergang am Hunte-Ems-Kanal.

Weit hinten ist die Stadt zurückgelassen,  
Im Rücken bleibt das stille Dörflein auch,  
Ein Turm winkt aus der ferne noch, der blassen,  
Verschwindend steigt empor der Schlotte Rauch.

Gesegnet stehen felder, saft'ge Wiesen,  
Auf denen bunte Kinder sich erfreun.  
Im Bauernhof, umrahmt von Eichenriesen,  
Stellt man des Tages Last und Arbeit ein.

Da scheidet links die Wege eine Brücke,  
Und in das dunkle Wasser im Kanal  
Taucht ein der Himmel seine tiefsten Blicke,  
Wie eines blauen Auges reinster Strahl.

Und rechts ein Stein, für den zum Ungedenken,  
Der einst in diesen Fluten fand den Tod —  
So weit und weiter sich die Schritte lenken,  
Entgegen einem goldnen Abendrot.

Hinüber jetzt zum Schatten alter Bäume,  
Durch schlanker Birkenstämme weißer Reih'n,  
Und dann — da breitet sich wie stille Träume  
Des Moors Unendlichkeit im Sonnenschein!

Wie warm die roten Haideblüten grüßen,  
Um die ein Bienchen, Honig tragend, schwebt!  
Wie in dem frischen Duft, dem würzig-süßen,  
Die müde Seele sich aufs neu' belebt.

Wie kräftig dort sich Brombeerranken heben,  
Und ihre dunkle Frucht verlockend winkt —  
Wie seitwärts in den tiefen, schwarzen Gräben  
Selbst Himmelsblau und Sonnenlicht erblinkt!

Jetzt liegt so mild und freundlich anzuschauen  
Das weite, haidbefränzte, braune Moor —  
Doch wenn der Nebel steigt, dann wächst ein Grauen  
Unheimlich, kalt im Herzen wohl empor.

Dann werden zu Gespenstern all die Bäume,  
Die jetzt die Abendsonne hell verklärt,  
Und diese Unermeßlichkeit — wie düst're Träume,  
Den Atem raubend, sie die Seele stört. — —

Ist's möglich? Auch du wandelbar, Natur,  
Du große Geberin der reinsten Freuden? —  
O nein, ein Bild des Lebens bist du nur,  
Das ewig wechselt zwischen Lust und Leiden.

Nicht hast der Täuschung Schmerz du je bereitet —  
Ob Nebel dich bedrückt, ob lichte Zeit  
Verklärend über deine Stirne gleitet —  
Es bleibt dein tiefstes Sein in Ewigkeit. —

Da sieh — die Sonne, sie beginnt zu sinken,  
Am Wildenloh bricht sich ihr letzter Schein;  
Noch einmal laß das Auge dürstend trinken  
Den starken Zauber dieses Bildes ein.

Zurück dann durch des Bodens weiche Gleise,  
In denen fast zu weit der Fuß versinkt,  
Es rauscht und strömt der Wasserfall der Schleuse,  
Und fern am Horizont ein Segel winkt.

Zurück zum Leben, wo die Schatten fallen. —  
Dem Pilger gleich, der Heiliges gesehn  
Und nun gestärkt und froh mag heimwärts wallen,  
Will ich des Tages Weg zu Ende gehn. —



## Ein Haidegrab.

Und wenn einst die Stunde kommen will,  
Dann grabt ein Grab auf der Haiden,  
Und senket hinein mich tief und still,  
Befreit von Freuden und Leiden.

Dann liegt der Sonne goldenes Joch  
Hell über des Friedens Auen,  
Die Lerche jubelt und schwingt sich hoch  
Zum Himmel empor, dem blauen.

Dann wird der weiche Westenwind fliehn  
Hin über mein Haus, das stille,  
Die Biene summen, die Haide blühen  
In roter, schimmender Fülle.

Doch mählich wird dann die Blüte braun,  
Denn Herbstzeit ist es geworden,  
Kein Bietchen mehr ringsum ist zu schau'n,  
Kalt brauset der Sturm aus Norden.

Dahin des Sonnenlichts warmer Schein,  
Der Nebel beginnt zu steigen,  
Die weite Haide, sie hüllt sich ein  
In kältestes Todesschweigen.

Ich aber liege bei Nacht und Tag  
Ohn' Wünschen und ohn' Verlangen  
Und träum' und sinne nur immer nach —  
Dem Leben, das lange vergangen.

Es war so reich und es war so schön  
Da draußen' im lockenden Glanze,  
Es führt, mich zur Tiefe, hob mich auf Höh'n  
Und bot mir die Rosen zum Kranze.

Doch war's im Leide, und war's im Glück —  
Ein Sehnen wollt' nimmer mich lassen:  
„Zum Friedensland der Haide zurück“ —  
Das folgt mir auf Straßen und Gassen. — —

Drum wenn einst die Stunde kommen will,  
Dann grabt ein Grab auf der Haiden,  
Und senket hinein mich tief und still  
Befreit von freuden und Leiden. — —



Druck der Eberhardt'schen Hof- und Ratsbuchdruckerei in Wismar.

